

Mal einen Tag Urlaub nehmen

Für „One Day“ haben zehn bekannte Fotografen am selben Tag Bilderserien gemacht – was kam dabei heraus?

„One Day“ – ein Tag – heißt die Fotoserie schlicht, die in zehn dünnen Bänden beim Kehrer Verlag erschienen ist. Und recht viel mehr Worte müssen auch nicht gefallen sein, als der neuseeländische Fotograf Harvey Benge neun Kollegen fragte, ob sie bei diesem Fotoprojekt mitmachen wollen. Das Thema: ein Tag, egal wo auf der Welt, egal aus welchem Blickwinkel betrachtet. Das einzige, an das sich international so renommierte Fotografen wie Martin Parr oder Alec Soth zu halten hatten, war, dass sie am 21. Juni 2010 auf den Auslöser drücken mussten. Ein Thema ist das eigentlich nicht – und genau das ist das Problem.

Denn würde ein Kartonschuber die kleinen, elegant in Halbleinen eingeschlagenen Büchlein nicht zusammenhalten, sie würden schnell wieder auseinanderpurzeln, so unterschiedlich sind die Arbeiten der Fotografen, die darin ohne Text und weitere Angaben zum jeweiligen Künstler zu finden sind. Das liegt zum einen natürlich an den verschiedenen Persönlichkeiten, die da hinter der Kamera standen: Der amerikanische Fotograf Todd Hido spinnt etwa in seinen dunkel düsteren Aufnahme eine mysteriöse Kurzgeschichte, die ein blondes Pin-up-Girl in einem schäbigen Motelzimmer so inszeniert, als wolle Hido damit die Vorlage für einen neuen Hitchcock liefern. Die Österreicherin Eva Maria Ocherbauer dagegen nimmt den Tag der Sonnenwende zum Anlass, um den Wald als verwunschene Kulisse einer Sommernachtsstraufführung zu inszenieren.

Rob Hornstra wieder, Fotograf aus Utrecht, widmet seine Serie dem Problemviertel Ondiep, in dem er selbst wohnt, und porträtiert seine beiden Nachbarn Willem und Kid. Den Jungen zeigt er mit einer Würschlange, weißen Sneakers und 2 Pac-Poster, den Älteren vor schief hängenden Familienfotos und holzvertäfelter Wand. Hornstra genügt ein paar Fotos, um die Charaktere der beiden Männer herauszuarbeiten, jedes Bild liefert einen Baustein für das Porträt, der schmale Band erzählt ihre Geschichte.

Einen solchen Spannungsbogen lassen jedoch die Beiträge der meisten teilnehmenden Fotografen vermissen. Viele nahmen den vagen Auftrag offensichtlich zum Anlass, mal einen Tag Urlaub von ihrem eigenen Anspruch zu nehmen und knipsten einfach nur wahllos drauf los. Heraus kamen fotografische Tagebucheinträge, gut für die eigene Erinnerung, aber doch ziemlich banal für alle anderen. Sicherlich, wenn Alec Soth den 21. Juni 2010 mit der vom Sohn Gus geschenkten Polaroidkamera dokumentiert, sind auch ein paar gute Aufnahme darunter, aber von der üblichen Stringenz seiner Bilder ist hier nichts zu bemerken. Meerschwein, Sohnmännchen und Goldfisch im Glas bleiben genau das: Protagonisten seines Lebens, ohne davon tatsächlich zu erzählen, geschweige denn darüber hinaus etwas zu reflektieren. Ganz ähnlich verhält es sich bei Martin Parr, sonst gnadenloser Dokumentarist alltäglicher Hässlichkeiten, die er – fein säuberlich ausgeleuchtet und in Kompositionen gespannt – zum Spiegelbild der Gegenwart macht. Hier dagegen muss sich der Betrachter mit Parrs doch sehr kleinen Welt zufrieden geben, darf ihm beim Zähneputzen und Teekochehen betrachten oder gemeinsam mit ihm den Hund ausführen. Wirklich aufregend ist das alles nicht.

Das so hübsch aufgemachte Projekt „One Day“ scheitert damit an dem Nichtthema, das es sich selbst stellt. Mag sein, dass darin „ausschließlich bisher unveröffentlichtes Bildmaterial der aktuellen Stars der Fotografenszene“ zu sehen ist, wie der Presstext vollmundig ankündigt, doch selbst ein Martin Parr oder ein Alec Soth fotografieren eben nicht druckreif. Wenn das einzig Interessante an einem Bild der Name des Schöpfers ist, sollte dieser ihn in einem solchen Fall wohl besser verschweigen.

LAURA WEISSMÜLLER

One Day – 10 Photographers. Kehrer Verlag, Heidelberg 2011, 304 Seiten, 188 Euro.



Wie sehen internationale Fotografen die Welt am 21. Juni 2010? Überall anders. Banal? Leider ja, auch wenn einige Bilder der teilnehmenden Fotografen doch sehr hübsch geworden sind (von links oben im Uhrzeigersinn die Aufnahmen von): John Gossage, Harvey Benge, Eva Maria Ocherbauer, Rinko Kawauchi und Martin Parr. Fotos: Kehrer Verlag

Mystery heißt die Melange

Stefan Kiesbyes Schauerroman „Hemmersmoor“ ist ambitioniert, aber unausgegoren

Das man gerade auch in der Provinz Leichen im Keller hat, bildet den unerschöpflichen Fundus zahlloser Heimkehrergeschichten, deren Helden und Heldinnen nach Jahren an den Ort ihrer oft unerfreulichen Jugenderlebnisse zurückkommen. Das erzeugt Spannung, doch richtig spannend wird es erst, wenn sich ein großes, ein schreckliches Geheimnis andeutet, das all die schmutzigen kleinen Geheimnisse miteinander verbindet und erklärt. Zur Enthüllung eines solchen Geheimnisses ist der Heimkehrer besonders berufen, weil er ein einstmals Eingeweihter ist, den seine Jahre fern der Heimat gleichwohl zum Fremden gemacht haben, und er sich dem Geflecht gegenseitiger Rücksichtnahmen und unausgesprochenen Schweigegebote entziehen hat.

So kehrt auch Christian Bobinski nach Jahrzehnten in sein Dorf im norddeutschen Teufelsmoor zurück und weckt zu nächst große Erwartungen. Wie sein 1966 an der Ostsee geborener Autor Stefan Kiesbye war er als junger Mann in die USA ausgewandert, doch der Tod seiner Frau und seiner Mutter hätten ihm Anlass gegeben, in jenes enge Haus heimzukehren, „in dem mein Vater und meine Schwester Ingrid starben, als ich noch ein Schuljunge war“. Wenn schon im zweiten Satz der Rahmenerzählung von „Hemmersmoor“ eine solch lakonisch mysteriöse Mitteilung folgt, gerät einem der erste leicht aus dem Blick. Der aber lautet: „Die Zeit spielt keine Rolle.“ Leider. Hatte der Prolog noch eben vier ehemalige Jugendfreunde bei der Beerdigung einer Altersgenossin auf einem Gutshof vereint, so springt der Roman nun weit in die Vergangenheit zurück. Deren Geheimnisse geben drei der Beerdigungsgäste als wechselnde Erzähler preis, und gegen Ende wird auch die Beerdigte selbst sich zu Wort melden.

An Stoff fehlt es ihnen nicht. Neben Aberglauben, Fremdenfeindlichkeit,



Stefan Kiesbye, geboren 1966, lebt in Los Angeles. Foto: Sanaz Kiesbye

Dorfintrigen und Inzest hat „Hemmersmoor“ auch Kannibalismus und Vergewaltigung, Kindesmisshandlung und -missbrauch, Lynchjustiz, Kindstötung, Kinder-, Vater- und Geschwistermord, Mord aus Eifersucht und aus purer Bosheit gleich dutzendfach zu bieten. Kiesbyes Erzähler berichten darüber als Mitwisser, Täter und Opfer so ungerührt, als sei all dies die normalste Sache der Welt. Und die Spannung, die durch den Heimkehrer aufkommen könnte, implodiert, weil Christian sich umgehend in den Erzählerchor einfügt, der zwar aus unterschiedlichen Perspektiven, aber mit einer einzigen und für die niedersächsischen Provinz erstaunlich eloquenten Stimme spricht.

Kaum eingeführt, löst sich so nicht nur die Differenz von Außenseiter- und Insiderperspektive, sondern auch die zwischen Gegenwart und Vergangenheit gleich wieder auf. Indifferenz zeigt Kiesbyes Roman auch gegenüber der Trennung von naturalistisch gezeigter Provinzbrutalität und übernatürlichen Elementen, aus denen die phantastische Li-

teratur Spannung und psychologische Funken schlagen würde.

Auch der Horror eines Stephen King funktioniert ja als Vergrößerungs- und Vergrößerungsglas, das die Schrecken eines provinziellen Daseins, wenn auch grotesk verzerrt, enthüllt. Doch wenn Christian in „Hemmersmoor“ seine Schwester ermordet, weil er einem diabolischen Schausteller deren Seele versprochen hat, bleibt unklar, ob hier wirklich der Teufel im Spiel ist, oder ob ein dummer kleiner Dorfjunge nur einen mißverständlichen Scherz auf schreckliche Weise missverstanden hat. Dass diese Frage nicht gestellt wird, rückt Kiesbyes Roman in jene dubiose Zwielichtzone, die man hierzulande inzwischen gerne als „Mystery“ bezeichnet – eine Melange aus Kriminalroman und Phantastik, deren paradoxe Mischung der genres nur selten mitreflektiert wird.

Im Englischen aber ist „Mystery“ eine von mehreren Bezeichnungen für den klassischen Krimi, und der deckt Geheimnisse auf, aber plaudert sie nicht aus. Der Detektiv dringt als unerwünschter Fremder in die Sphäre der Rechtsbrecher ein, schließt sie mit der des Rechts wissers, Täter und Opfer so ungerührt, als sei all dies die normalste Sache der Welt. Und die Spannung, die durch den Heimkehrer aufkommen könnte, implodiert, weil Christian sich umgehend in den Erzählerchor einfügt, der zwar aus unterschiedlichen Perspektiven, aber mit einer einzigen und für die niedersächsischen Provinz erstaunlich eloquenten Stimme spricht.

Beim Kiesbye aber hofft man vergeblich, dass noch eine Erklärung dafür geliefert werden möge, warum Hemmersmoor so ist, wie es ist, und warum Heimkehrer hier wieder werden, was sie waren. Außer einem raunenden und matten Hinweis auf ein ehemaliges NS-Lager folgt nichts dergleichen, und das reicht nicht. Was bleibt, ist ein schlechter Schauerroman, der Ansätze zu etwas Anspruchsvollerem markiert, aber nicht verfolgt. ULRICH BARON

STEFAN KIESBYE: Hemmersmoor. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2011. 208 Seiten, 17,95 Euro.

Von der Tweedjacke kann man sprechen

Eine Berliner Ausstellung zeigt den freundschaftlichen und sinnlichen Ludwig Wittgenstein

Ludwig Wittgenstein im „Schwulen Museum“ in Berlin-Kreuzberg – das ist ein Ort, der bereits Zuschreibungen trifft, ohne dass nur ein Wort geschrieben wurde. Ein gefährlicher Ort, könnte man sagen, für einen Philosophen, der sich nicht nur den verschiedenen philosophischen „Denkgemeinden“, sondern auch biographischen Zuschreibungen gerne entzogen hat. Als Volksschullehrer verheimlichte Wittgenstein seine Herkunft aus einer der wohlhabendsten Familien der Habsburger Monarchie; auch eine biographische Autorenskizze für die Publikation seines „Tractatus Logico-Philosophicus“ hielt er für überflüssig.

Mit dem Schlussatz dieser Schrift – „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ – hatte die Legebildung um ihn bereits zu Lebzeiten begonnen, „eine Legende von freiwilliger Entbehrung, vom Versuch eines heiligen Lebens, vom Versuch, dem Satz zu gehorchen, der den Tractatus beschließt“ (Ingeborg Bachmann, 1953). Nicht umsonst gilt Wittgenstein heute in der breiteren Öffentlichkeit als der Philosoph einer ethisch rigorosen Selbstanklage. Eine Lesart, die Wittgensteins humorvolle, freundschaftliche und sinnliche Seiten oft ignorierte. Genau jene Seiten

Zur Homosexualität, die in Cambridge höchst gewöhnlich war, hat er sich nie explizit geäußert

werden nun in einer kulturhistorischen Ausstellung ins Licht gerückt, die anlässlich von Wittgensteins Todestag konzipiert wurde, der sich am 29. April zum sechzigsten Mal jährte.

Der Titel, „Verortung eines Genies“, ist bereits ein wirksamer Widerspruch, denn ein Genie zeichnet sich gerade durch die Aura der Differenz und Singularität aus. Doch nicht die Auratisierung, sondern der Dialog ist das Prinzip der Berliner Ausstellung: Wittgenstein im Dialog mit seinen Vorbildern, Lehrern, Kollegen, Schülern, Freunden und der Familie. Den Besucher flankieren die ehrwürdigen Porträts der Vertreter der europäischen Geistesgeschichte, zu denen Wittgensteins gedankliche Verflechtungen knapp skizziert werden, ebenso seine räumlichen Verbindungen in Wien, Cambridge und Norwegen. Erst nach dieser Verortung darf man alleine in einem weißen, leeren „Denkraum“ Platz nehmen und Wittgensteins Gedanken zur Frage Subjekt-Ich-Identität lauschen: Ob ein Ich mit Liebeskummer dasselbe Ich ist wie jenes ohne Liebeskummer?

Kummer mit der Liebe hatte Wittgenstein öfters in seinen tagebuchartigen Notizen thematisiert. Zur Homosexualität, die im Collegeleben von Cambridge höchst gewöhnlich war, hat er sich dagegen nie explizit geäußert. So belassen es auch die Kuratoren der Ausstellung (Kristina Jaspers, Jan Drehmel) bei behutsamen Formulierungen, sprechen von Wittgenstein als „außergewöhnlich sublimiert“, differenzieren zwischen homosexuell und homoerotisch, und rekonstruieren seine innigen Freundschaften mit Da-

vid Pinsent, Francis Skinner und Ben Richards anhand von Tagebuchauszügen und Briefstellen. Nicht nur hier folgt die Ausstellung dem Wittgenstein'schen Prinzip des „Zeigens“. Es wird wenig erklärt, man lässt vor allem die Quellen und die Zeitgenossen sprechen.

Durch die Kooperation mit dem Wittgenstein-Archiv in Cambridge und dem Brenner-Archiv in Innsbruck kann die Ausstellung mit bemerkenswerten Originalen (seiner Tweedjacke!), eindrucksvollen Fotos und einigen Schlüsselbriefen der Wittgenstein-Biographik aufwarten. Zu sehen ist der Brief an seinen Verleger Ficker, in dem er ihn anweist, nur Vorwort und Schluss des „Tractatus“ zu lesen, weil das Wesentliche nicht im geschriebenen Teil stehe; oder ein Brief an Frank Ramsey, in welchem er die einzige Begegnung mit Karl Popper im Juni 1946 im Moral Science Club in Cambridge le-

Familie der Brett-/Ball-/Karten-Spiele. Als Wallpaper sind Wittgensteins Geständnisse gegenüber Freunden und Geschwistern aus den Jahren 1936-37 zu lesen. Derek Jarman skurrile Filmästhetik kontrastiert ein „Real life“-Video von Wittgensteins Lebensorten. Eine ausführlichere, doch auch manch bizarre Verortung gewährt der Katalog, der durch gut ausgewählte Fotos neue Blicke zulässt.

Die Ausstellung lebt von den Zitaten, die Authentizität und Intimität suggerieren. Diese assoziative Präsentationsform wirkt manchmal etwas verhalten, verrät zwar die Zusammenhänge zwischen Leben und Werk, kaum jedoch etwas über die Biographen und ihr Verhältnis zum biographierten Subjekt oder die vielfältigen Rezeptionskontexte. Mancher „gossip“ in Gender-Fragen bleibt unkommentiert, wie auch die Beziehung zu Marguerite Respinger in den frühen 1930er Jah-



Ludwig Wittgenstein (rechts) mit dem Mathematiker und Freund Francis Skinner in Cambridge. Foto: Schwules Museum/Wittgenstein Archive Cambridge

diglich ein „lousy meeting“ nennt, während Popper in seiner Autobiographie dem Treffen Nachruhm verschaffte, da er sich von Wittgenstein mit einem Feuerstürchhaken bedroht sah.

Die postmodern anmutenden Lebensentwürfe von Wittgenstein (Ingenieur, Volksschullehrer, Architekt, Philosoph...) erzählen die Kuratoren unter dialektischen Leitmotiven: Sinnlichkeit und Askese, Sprechen und Schweigen. Dies erlaubt, Ambivalenzen selbst zu entdecken, ebenso die Wende zwischen Früh- und Spätwerk: von den Vorstellungen einer Idealsprache nach den Gesetzmäßigkeiten der Logik hin zu einer gebrauchsbegrenzten Sprache.

Einige der philosophischen Begriffe werden dabei in anregende Medieninstallationen übersetzt. Die „Familienähnlichkeiten“ werden am Beispiel der Kompositphotographie (ein Mischporträt durch die Überlagerung von Wittgenstein und seinen drei Schwestern) deutlich gemacht; das „Sprachspiel“ an der

ren farblos bleibt; denn sie spricht nicht selbst, über sie wird gesprochen.

„Ich bin ein Sammler von guten Menschen“, schreibt Wittgenstein an einen Freund. Hier wird ein anderer Wittgenstein gezeigt: einer, dessen intellektuelle Offenheit ihm die Freundschaft mit unterschiedlichsten Personen und Denkern ermöglichte; einer, der den Dialog sucht und Freundschaften regelrecht braucht; einer, der Schubertlieder pfiff, Krimis, Musicals und Westernfilme liebte (wenn es dazu leider auch kaum Exponate gibt) und sich gerne Schokolade schicken ließ. Inwiefern hier die Aura des Museums auf den ausgestellten Gegenstand wirkt, muss dahingestellt bleiben. Doch dem Wittgenstein-Bild tut diese Präsentation sicherlich gut. NICOLE L. IMMLER

„Ludwig Wittgenstein. Verortung eines Genies“, Schwules Museum, Berlin, bis 13. Juni. Katalog im Junius Verlag, hrsg. v. Kristina Jaspers, Jan Drehmel, 152 Seiten, 19,80 Euro.

KURZKRITIK

Denker außer Haus

In ihrem Film „Examined Life“ erfasst Astra Taylor Philosophen anhand ihres Habitus

Ein unerforshtes Leben ist es nicht wert, gelebt zu werden, heißt es in Platons Apologie des Sokrates. Nach diesem Zitat hat die kanadische Filmemacherin Astra Taylor ihren zweiten Philosophie-Film benannt: „Examined Life“. Slavoj Žižek, der Protagonist ihres ersten Films, ist hier einer von acht Intellektuellen, denen sie sich widmet. Vom Ethiker Peter Singer über die Gender-Theoretikerin Judith Butler bis zu Cornel West, der als Theologieprofessor sowohl mit Texten zu Rasse als auch mit einer Hip-Hop-Aufnahme bekannt wurde.

Inhaltlich hält die Denker nicht mehr zusammen, als dass es ihnen um Facetten des Zusammenlebens der Menschen geht. Michael Hardt spricht über Revolution, Kwame Anthony Appiah über Kos-

mopolitismus, Martha Nussbaum über die Idee des Gesellschaftsvertrags. Zehn Minuten je Beitrag sind zu kurz, um ein eigenes Thema substantiell zu entfalten. Interessant ist der Film aber auf der Ebene des Habitus der verschiedenen intellektuellen Persönlichkeiten: Welche Energie sie trägt, wie sie betonen, ihre Gesten, wie sie sich kleiden. Und zwar an Orten außerhalb der Universität. Beim Rudern im Central Park, beim Warten auf dem Flughafen, beim Windowshopping auf der Fifth Avenue.

Keiner der Beiträge kann irgendeine Lektüre ersetzen, aber jeder kann dazu einladen, zu einem der Bücher zu greifen. Und wer schon Texte dieser Autoren kennt, dem können diese Bilder die eine oder andere Verständnis-Lücke schlie-

ßen. So ein konzentrierter erster Eindruck einer Person kann helfen, manche Auswahl von Argumenten zu verstehen oder den Kern eines Werks besser zu erfassen.

Es geht auch mal schief: Avital Ronell, Derrida-Schülerin, fehlt jede Konzentration, und so lässt sie die schlimmsten Vorurteile über schwadronierende Intellektuelle wahr werden. Oder es gelingt mit dramatischem Plus: Žižek spricht auf einer lärmenden, schon vom Anblick her stinkenden Müllkippe mit der ihm eigenen Heftigkeit über Ökologie. Das sitzt. EVA WEBER-GUSKAR

Examined Life. Regie: Astra Taylor. Film-edition Suhrkamp. 2010. 88 Minuten, 19,90 Euro.